

»Wir brauchen Sie!«

Die Verlegerin Friede Springer wurde mit der Moses Mendelssohn Medaille ausgezeichnet / Laudatio von Henryk M. Broder

Die Moses Mendelssohn Medaille wurde in diesem Jahr der Verlegerin Dr. h.c. Friede Springer verliehen. Die Verleihung fand am 1. Juni 2012 im Haus der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte statt. Friede Springer erhielt die Ehrung »für ihr unbedingtes Eintreten für den freiheitlichen Rechtsstaat, die Förderung der Einigungsbemühungen der Völker Europas sowie für das Fortschreiben des Engagements ihres Mannes Axel Springer um die Annäherung von Juden und Deutschen sowie um die Festigung und Vertiefung der Beziehungen zwischen Deutschland und Israel«, wie Professor Julius H. Schoeps erklärte. Die Laudatio von Henryk M. Broder wird nachfolgend in Auszügen wiedergegeben.

Sehr geehrte, verehrte Frau Springer, liebe Freunde, meine Damen und Herren,

vor Ihnen steht ein Laudator, der seiner Aufgabe nicht gewachsen ist. Ich wusste immer, dass es eines Tages passieren würde. Seit ich schreibe, und das sind inzwischen mehr als 40 Jahre, habe ich nur geblufft. Ich habe so getan, als verstünde ich etwas von den Dingen, über die ich schreibe. Als hätte ich eine Ahnung von Politik, Geschichte, Kultur, vom Wellen- und Korpuskelmodell des Lichtes, vom tendenziellen Fall der Profitrate, von der Konvergenztheorie und dem Zusammenhang von Sein und Bewusstsein.

Tatsächlich bin ich mit Bluffen bis jetzt gut durchgekommen. Wie »Felix Krull« und der Schuhmacher Wilhelm Voigt, alias »Hauptmann von Köpenick«, wie Wenzel Strapinski auf dem Weg von Seldwyla nach Goldach. Oder wie Karl May, der – neben anderen Schummeleien – zeitweise einen Dokortitel führte, ohne je promoviert oder auch nur eine Universität besucht zu haben.

Aber nun schlägt die Stunde der Wahrheit. Sie, liebe Frau Springer, bekommen einen Preis, die Moses Mendelssohn Medaille. Und ich habe die Ehre, den dazugehörigen Lorbeerkranz zu binden. Jetzt heißt es, Farbe zu bekennen.

Was läge da näher, als Ihren Einsatz für die Zivilgesellschaft zu loben, Ihre mäzenatischen Tugenden, Ihren unternehmerischen Sachverstand, Ihre Abwe-

Ich sollte in diesem Zusammenhang auch auf die Souveränität hinweisen, mit der Sie das materielle und ideale Erbe Ihres Mannes verwalten. Bei der Feier zum 100. Geburtstag von Axel Cäsar Springer saßen Sie in der ersten Reihe und genossen eine Revue, die alles andere als eine Heldenverehrung war. Ich saß ein paar Reihen hinter Ihnen und fragte mich, ob Sie wohl wussten, was da auf Sie zukam. Welche Frau hört schon gerne von den Eskapaden des Mannes, mit dem sie verheiratet war?

Aber auch als Witwe, liebe Frau Springer, sind Sie vollkommen atypisch. Und mit Witwen kenne ich mich aus. Um die Geschichte des jüdischen Kulturbundes in der Zeit von 1933 bis 1941 zu rekonstruieren, waren Eike Geisel und ich vor über 20 Jahren eine Weile in der Welt unterwegs, in Europa, Amerika und Israel. Wir suchten nach Zeitzeugen, die das Dritte Reich überlebt hatten, und fanden meistens Witwen, die sich posthum an ihren Männern rächten, indem sie deren Nachlässe entweder entsorgt hatten oder nicht herausrücken wollten, obwohl sie mit den Materialien nichts anfangen konnten. Am Ende der Recherche empfanden Eike Geisel und ich allergrößtes Verständnis für die Art, wie die Inder das Witwenproblem lösen.

Ich könnte noch hinzufügen, dass Sie, wie man auf Jiddisch sagen würde, »a Mensch« sind. Das ist das größte Kompliment, das man einer Frau oder einem Mann machen kann: »a Mensch«. Es ist durch nichts zu toppen. Wer, wenn nicht Sie, sollte diese Auszeichnung bekommen? Und wann, wenn nicht jetzt?

Und damit wäre ich mit meiner kleinen Laudatio fast am Ende.

Da wir aber gerade so nett beieinander sitzen, will ich die Gelegenheit nutzen. Es gibt einiges, das noch gesagt werden muss. Nein, nicht in gebrochener Prosa, sondern im Klartext.

Wir leben in verrückten Zeiten. Das ist zwar eine Binsen, aber sie trifft den sprichwörtlichen Nagel auf den



Friede Springer

Foto: Joachim Liebe

senheit in den Klatschspalten der Yellow Press, Ihre natürliche Autorität, Ihren Charme, Ihre Herzlichkeit und – ja, auch das – Ihren guten Geschmack bei der Auswahl Ihrer Garderobe. Das ist keine Selbstverständlichkeit, wie jeder bestätigen wird, der mal eine Ausgabe der Bunten durchgeblättert oder eine Charity-Gala besucht hat.

Fortsetzung auf Seite 2

Fortsetzung von Seite 1

Kopf. Ich könnte es auch etwas feiner formulieren: »Der Wahnsinn, wenn er epidemisch wird, heißt Vernunft.« Der Satz stammt von Oskar Panizza, einem heute fast vergessenen Schriftsteller und Psychiater, der im Jahre 1895 wegen Gotteslästerung zu einem Jahr Gefängnis verurteilt wurde. »Der Wahnsinn, wenn er epidemisch wird, heißt Vernunft.«

Tatsächlich erleben wir einen Ausbruch epidemischen Wahnsinns nach dem anderen. Was waren die größten Skandale der letzten Monate? Die Causa Guttenberg, der Fall Christian Wulff und die Aufregung um ein jämmerliches Gedicht eines präpotenten Dichters. Ich habe, wie es so meine Art ist, zu allen drei Events etwas gesagt, sagen müssen, weil ich sonst erstickt wäre. In Ruhe und aus einem zeitlichen Abstand betrachtet, waren das alles nur Fußnoten zum Zeitgeschehen, Lappalien, die man ebenso gut hätte ignorieren können.

So verschieden sie waren, hatten sie allerdings etwas gemeinsam: Ihre Protagonisten hatten jeden Bezug zur Wirklichkeit verloren. Der Minister, der seine Doktorarbeit im »Copy and Paste«-Verfahren hergestellt hatte, der Ministerpräsident, der sich und seiner Frau mehr gönnen wollte, als er sich leisten konnte, der Schriftsteller, der sich vom »Gewissen der Nation« zum »praeceptor mundi« befördert hatte.

Man könnte diese drei Affären auch positiv deuten: Ein Land, das solche Probleme hat, hat keine Probleme, es lebt in Saus und Braus. Realistischer freilich wäre eine andere Sichtweise. Auch das Orchester an Bord der Titanic spielte, bis den Musikern das Wasser bis zur Hüfte stand. Ich bin von Natur aus eher Optimist als Pessimist. Allerdings bin ich überzeugt, dass alles, was schiefgehen kann, irgendwann auch schiefgehen wird und dass man »die notwendigen Grausamkeiten« am Anfang begehen muss.

Den Iran zum Beispiel hätte man längst entwaffnen müssen. Je länger die USA, die NATO oder wer auch immer abwarten, um der Diplomatie noch eine allerletzte Chance zu geben, umso schwieriger wird eine solche

Operation, umso mehr Opfer wird sie am Ende kosten.

Derweil rasonieren deutsche Intellektuelle und Pazifisten darüber, wer wen bedroht. Nicht nur Günter Grass ist der Ansicht, dass ein israelischer Erstschlag »das iranische Volk auslöschen könnte«; auch der Konfliktforscher Andreas Buro, der Doyen der deutschen



Henryk M. Broder

Foto: Joachim Liebe

Friedensbewegung, sagt: »Der Iran ist gegen Israel wehrlos, weil er keine Atomwaffen besitzt.«

Israel, so groß wie das Bundesland Hessen und von sieben Millionen Menschen bewohnt, stellt eine Bedrohung für die staatliche Existenz des Iran dar, in dem 75 Millionen Menschen auf der fünffachen Fläche der Bundesrepublik leben. Die politischen und geistigen Führer des Iran haben wiederholt erklärt, dass Israel ein Krebsgeschwür ist, das aus der Region entfernt werden müsse.

Wer dennoch glaubt, dass Israel den Iran bedroht, der ist auch davon überzeugt, dass die Juden dem

Deutschen Reich den Krieg erklärt und die Polen mit dem Überfall auf den Sender Gleiwitz den Zweiten Weltkrieg angefangen haben. Je einfacher es wird, an Informationen zu kommen, umso schwieriger wird es, sie zu verarbeiten, das Wichtige vom Unwichtigen zu trennen. Wer in den 30er- und 40er-Jahren heimlich BBC hörte, konnte sich noch darauf verlassen, dass die Informationen einen Bezug zur Wirklichkeit hatten. [...]

Ich zucke immer innerlich zusammen, wenn ich das Wort »alternativlos« höre. Was ist uns nicht alles in den letzten Monaten als »alternativlos« verkauft worden. Wie viele Milliarden sind im Namen der Alternativlosigkeit versenkt worden. Es ist der Job von Politikern, Alternativen zu suchen und zu finden. Der Rekurs auf die Alternativlosigkeit einer Maßnahme ist mehr als ein Armutszeugnis, er ist eine Bankrotterklärung, das Einfallstor zu einer politischen Praxis, in der Sachzwänge nicht diskutiert, sondern als gegeben hingenommen werden.

Wer »alternativlos« sagt, beendet eine Debatte, noch ehe sie begonnen hat, disqualifiziert alle möglichen Gegenpositionen als Nonsense, die zu erörtern reine Zeitvergeudung wäre. Es ist ein finales, ein quasi religiöses Argument, das sich nicht an die Vernunft richtet, sondern Ängste mobilisiert. Haben die Missionare früherer Zeiten den gottlosen Heiden mit der Hölle gedroht, wenn sie den christlichen Glauben nicht annähmen, so malen die Priester des Ökozeitalters den Weltuntergang an die Wand, wenn wir keine Energiesparlampen benutzen und die Stand-by-Funktion unserer Fernsehgeräte nicht deaktivieren. [...]

Liebe Frau Springer, sehr geehrte Gäste, lassen Sie uns diese Feier zum Anlass nehmen, zu geloben, dass wir uns nicht weiter entmündigen lassen wollen. Nehmen wir uns ein Beispiel an den Bürgern der DDR, die nach 40 Jahren Diktatur aufgestanden sind und Nein gesagt haben. Unser Nein ist ein Ja zur Eigenverantwortung, zum Leistungsprinzip, zur Freiheit des Individuums, zur Freude am Leben.

Liebe Friede Springer, bleiben Sie gesund, bleiben Sie, wie Sie sind. Und setzen Sie das Werk Ihres Mannes noch lange fort. Wir brauchen Sie!

»Nach Wahrheit forschen, Schönheit lieben, Gutes wollen, das Beste tun – das ist die Bestimmung des Menschen.«

Die Rede von Friede Springer zur Verleihung der Moses Mendelssohn Medaille am 1. Juni 2012

Lieber Herr Professor Schoeps, lieber Henryk Broder, liebe Freunde, meine sehr geehrten Damen und Herren,

dass mich das Moses Mendelssohn Zentrum für europäisch-jüdische Studien Potsdam heute mit der Moses Mendelssohn Medaille auszeichnet, freut mich sehr. Es macht mich stolz und dankbar, aber es beschämt mich auch ein wenig. Schließlich: Was habe ich denn Besonderes getan? Als Gründe für die Ehrung sind mein Engagement für die Annäherung von Juden und Deutschen und mein Eintreten für den freiheitlichen Rechtsstaat genannt worden.

Ja, sind denn das nicht alles Selbstverständlichkeiten? Ich habe das große Glück gehabt,

auf Föhr in einer Familie aufgewachsen zu sein, in der liberales Denken, praktische Nächstenliebe und die Bejahung eines demokratischen Gemeinwesens alltäglich gelebt worden sind. Für meinen Großvater war diese Einstellung die Konsequenz aus der Katastrophe des Ersten Weltkrieges. Und für meine Eltern war sie der Schutzschild gegen den Ungeist des sogenannten Dritten Reiches.

Später dann lernte ich in Axel Springer einen Menschen kennen, der nicht anders dachte und handelte. Seine 1967 im Hamburger Übersee-Club vorgestellten »Essentials« zur Einheit Deutschlands in Freiheit, zur Aussöhnung zwischen Deutschen und Juden, zur Befürwortung

der freien sozialen Marktwirtschaft und zur Ablehnung von politischem Extremismus machten und machen das bis heute unmissverständlich deutlich. Ideen, die ich ohne Einschränkungen und aus vollem Herzen teile.

So ist das, wofür ich heute geehrt werde, letztlich nicht meine Leistung, sondern, wenn Sie so wollen, meine Bestimmung. Oder noch allgemeiner, und um es mit einem Zitat von Moses Mendelssohn selbst zu sagen – ich zitiere:

»Nach Wahrheit forschen, Schönheit lieben, Gutes wollen, das Beste tun – das ist die Bestimmung des Menschen.«

Herzlichen Dank.

Der Centralverein in den Jahren 1933–1938

Eine Spurensuche nach deutsch-jüdischem Bürgerengagement im Nationalsozialismus

Der 30. Januar 1933 markiert den Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft in Deutschland, welcher der Anfangspunkt für die verheerenden Auswirkungen dieser Diktatur war. Dies gilt um so mehr für eine Organisation – den Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens (kurz C.V.) – welche sich im März 1893 als Reaktion auf die Wahlerfolge antisemitischer Einzelkandidaten bei den Reichstagswahlen ab 1890 gegründet hatte.

Der C.V. stand mit seinem Engagement nicht nur von Anfang an im Konflikt mit der nichtjüdischen Öffentlichkeit Deutschlands, die bis auf die zersplitterte Fraktion der Linksliberalen im Reichstag dem C.V. ablehnend gegenüberstand.

Auch innerhalb des deutschen Judentums gab es zum einen die Konfliktlinie mit der Haltung der jüdischen Gemeinde Berlins, den Kaiser um Schutz gegen die Antisemiten zu bitten, anstatt die Verteidigung der seit der jüdischen Emanzipation ab 1812 gewährten Bürgerrechte in Deutschland selbst zu übernehmen.

Ein weiterer Konflikt bestand mit der Zionistischen Vereinigung für Deutschland (ZvFD), die dem C.V. »Assimilantentum« vorwarf, während der C.V. den ZvFD beschuldigte, die Antisemiten durch ihre national-jüdische Politik zu bestätigen und sich damit zu deren Komplizen zu machen.

Der Kampf des C.V. gegen den Antisemitismus in Deutschland erfolgte auf mehreren Ebenen: da viele führende Mitglieder der Organisation Juristen waren, lief ein wesentlicher Anteil der Arbeit des Vereins im Bereich des Rechtsschutzes, wobei der C.V. versuchte, Prozesse gegen antisemitische Ausschreitungen zu erwirken und so Sympathien in der deutschen Öffentlichkeit zu erzielen. Gleichwohl erwies sich dieses Unternehmen im deutschen Kaiserreich aufgrund der unzureichenden Rechtssicherheit als sehr schwierig. Häufig war es der Fall, dass Rechtsverfahren in Bezug auf antisemitische Vorfälle wegen »mangelndem öffentlichem Interesse« eingestellt wurden.

Ein zweiter Pfeiler der Arbeit des C.V. von Anfang an war das politische Engagement gegen antisemitische Kandidaten, wobei sich die Suche nach politischen Bündnispartnern von Anfang an als schwierig erwies und sich auf die linksliberalen Parteien und später vor allem auf die liberale DDP beschränkte.

In den Jahren der Weimarer Republik kamen zu diesen Arbeitsfeldern auch wissenschaftliche Publikationen im vereinseigenen Philo-Verlag sowie in der C.V.-Zeitung hinzu, welche die Organisation zur Widerlegung antisemitischer Stereotype nutzte, um auch auf diesem Weg die nichtjüdische deutsche Öffentlichkeit zu erreichen.

Mit der »Machtergreifung« der Nationalsozialisten ab Januar 1933 begann eine gewaltige Herausforderung für den C.V., an der er letztlich auch zerbrechen sollte:

Zunächst aber wiegelte der Verein noch ab und gab als erste unmittelbare Reaktion die »Parole: Ruhig abwarten!« im Leitartikel der C.V.-Zeitung aus. In diesem Artikel versuchte der langjährige Syndikus, Ludwig Holländer, mit sehr sachlichen Argumenten darzustellen, dass die Arbeit des Vereins auch durch die Regierung Hitler nicht sinnlos geworden sei. Besonders hebt Holländer aber hervor, dass Hitler einen Eid auf die Reichsverfassung abgelegt habe und dadurch an diese gebunden sei.

Doch schon sehr bald musste der C.V. erleben, dass den Nationalsozialisten Eide und Verfassungen nichts bedeuteten: Anfang März 1933 führte die SA mit der

menarbeit mit dem Hilfsverein der deutschen Juden die Auswanderung in andere Länder begleitet. Dabei griff der C.V. auf Kontakte zu bereits ausgewanderten deutschen Juden zurück und erstellte Berichte über die Lebensbedingungen in den jeweiligen Ländern – diese waren vor allem Brasilien und Südafrika – sowie den Visums- und Einwanderungsbestimmungen dort.

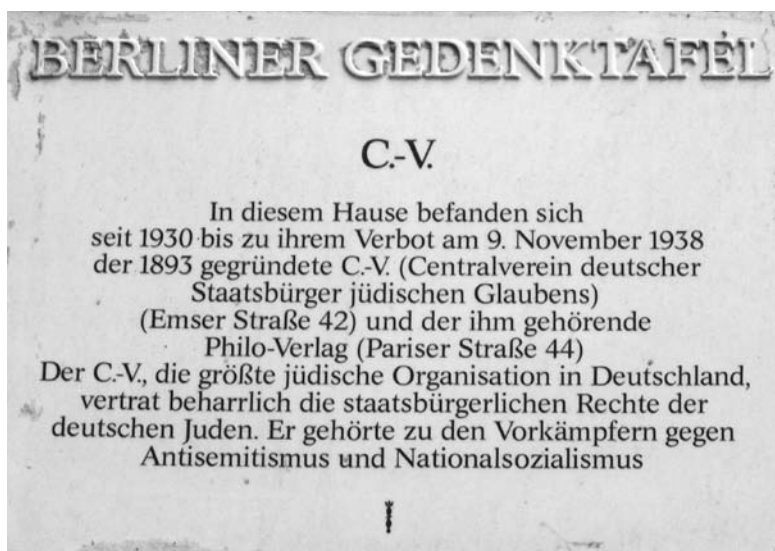
Das Ende des C.V. zeichnete sich schon im Jahr 1936 ab, welches für den Verein zum annus horribilis werden sollte: Zunächst verstarb nach langer Krankheit im Februar der einflussreiche Syndikus Ludwig Holländer; danach, im September des selben Jahres, auch der langjährige Vorsitzende des C.V., Julius Brodnitz, durch einen Autounfall.

Auch wurde in diesem Jahr die nach den Nürnberger Gesetzen beschlossene Umbenennung des C.V. in »Jüdischer Centralverein« rechtskräftig und damit ein wesentliches Element der Vereinsidentität, nämlich das deutsche Staatsbürgertum, abgelegt. Der Centralverein war somit am Ende des Jahres 1936 nicht nur zweier wichtiger Vordenker, sondern auch eines Kernelements seiner Ideologie beraubt. Die Auflösung durch die Gestapo nach der Reichspogromnacht im November 1938 setzte zuletzt nur den Schlusspunkt für den am Ende ohnehin nur noch vor sich hinarbeitenden Verein.

Heute ist jüdisches Leben in Deutschland wieder Realität, auch wenn es nicht mehr das jüdische Leben

ist, zu dem der C.V. und der ZvFD gehörten, sondern eine andere und neue Form. Dennoch ist durch die Möglichkeit, dass jüdische Menschen sich für das Leben in Deutschland entscheiden, das Credo des Centralvereins, deutsche Staatsangehörigkeit mit jüdischem Glauben zu verbinden, aktueller denn je. Die Suche nach deutsch-jüdischen Fragmenten, welche heute auf die gesamte Welt verstreut sind, ist lohnend, um den Arbeitsstand dieser Organisation vor der Katastrophe der Shoah zu verstehen. Das Scheitern des Centralvereins ist somit kein Scheitern auf Dauer – sondern Ansporn für heutiges Nachdenken.

Johann Nicolai



Die Berliner Gedenktafel zum C.V., Pariser Strasse, Berlin-Wilmersdorf

fadenscheinigen Begründung, der C.V. hege Sympathien mit Kommunisten, eine Hausdurchsuchung in der Hauptgeschäftsstelle des Vereins in der Berliner Emser Strasse durch. Für den bürgerlich-liberalen Verein war diese Verdächtigung ein Schock, und man begann nun, sich in der Öffentlichkeit betont als gute deutsche Staatsbürger darzustellen. Gleichwohl wurde schon bald deutlich, dass auch diese Strategie, mit der neuen politischen Situation umzugehen, nicht weiterhelfen würde. So entschloss sich der C.V. nun, mit anderen jüdischen Gruppierungen – d.h. vor allem mit dem ZvFD – Verhandlungen zur Schaffung einer Organisation für alle deutschen Juden zu führen, was nach langwierigen und schwierigen Verhandlungen im September 1933 unter dem Vorsitz von Rabbiner Dr. Leo Baeck in Form der Reichsvertretung der Deutschen Juden (R.V.) auch gelang. Innerhalb der R.V. übernahm der C.V. nun zunächst die Aufgabe, vor allem seine Rechtsberatung für jüdische Deutsche fortzusetzen, wobei angesichts der verheerenden Situation noch erstaunliche Einzelerfolge zu verbuchen waren.

Mit den Nürnberger Gesetzen vom September 1935 veränderte sich jedoch die Situation für die Juden in Deutschland nochmals dramatisch. Die Anstrengungen der R.V. richteten sich nun vor allem auf die Auswanderungsplanung, wobei der ZvFD mit seinem Palästinaamt die Betreuung der Auswanderung in das britische Mandatsgebiet übernahm, während der C.V. in Zusam-



Johann Nicolai studierte an der Freien Universität Berlin und der Hebräischen Universität Jerusalem Judaistik. Im Studienjahr 2008/09 war er Fulbright-Stipendiat in Baltimore, USA. Nach Abschluss seines Studiums absolvierte er 2010

ein Praktikum in der Wiener Library, London. Seit April 2011 ist Johann Nicolai Promotionsstipendiat der Friedrich-Naumann-Stiftung für die Freiheit im Walther-Rathenau-Kolleg und arbeitet an dem Thema »Der Centralverein in den Jahren 1933–1938«.

Walther Rathenau im Netzwerk der Moderne

Tagungsbericht des Symposiums vom 7./8. Juni 2012 in Potsdam

Die Mischung aus Vorträgen von gestandenen Wissenschaftlern und neuen Impulsen von den Kollegiaten habe das Symposium »Walther Rathenau im Netzwerk der Moderne« ausgemacht, lobte Wolfgang Michalka. Am 7. und 8. Juni 2012 veranstaltete das Walther-Rathenau-Graduiertenkolleg im Haus der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte in Potsdam mit Unterstützung der Moses Mendelssohn Stiftung und der Friedrich Naumann Stiftung die Tagung. Dabei gaben die Redner einen Einblick in das vielfältige Netzwerk von Walther Rathenau in Politik, Wirtschaft und Kunst.

Im Eröffnungsvortrag bestimmte Martin Sabrow (Berlin) drei Erzählstränge im kulturellen Gedächtnis der Gegenwart, in denen die »Jahrhundertfigur Walther Rathenau« Platz finde. Das erste Narrativ umschrieb er mit der innerlichen »Zerrissenheit« Rathenaus. In diesem bewegten sich die Zeitgenossen, die den »Wirtschaftslenker und Zeitkritiker, Intellektuellen und Politiker« beurteilten. Dem entgegen stehe das Narrativ des heroischen Märtyrers, das nach der Ermordung Rathenaus am 24. Juni 1922 jenes der Zerrissenheit abgelöst habe. Das nach dem zweiten Weltkrieg entstandene Narrativ, das Rathenau als historischen Lernort versteht, sei nicht zuletzt durch die Rathenau oft zugeschriebene »Sehergabe« entstanden. Wolfgang Michalka (Karlsruhe) umriss Rathenaus (blockierten) Weg in die Politik. Erst der Erste Weltkrieg hätte ihm diesen geebnet, nachdem er aufgrund seiner jüdischen Abstammung nicht einmal Reserveoffizier werden durfte. Durch den am Ostersonntag 1922 bilateral geschlossenen Rapallo-Vertrag – ein Notbehelf für Rathenau – habe Rathenau bei seinen Gegnern fortan nicht nur als Erfüllungspolitiker, son-



Rathenau-Portrait von Edvard Munch (1907)

© Stiftung Stadtmuseum Berlin (Reproduktion: Christel Lehmann)

dern auch als Anhänger des schleichenden Bolschewismus gegolten.

Mit Rathenaus Orientalismus beschäftigte sich Dieter Heimböckel (Luxemburg). Im Januar 1899 hat Rathenau auf eigene Faust eine Orientreise unternommen und »mit Rathenau eröffnet sich die nicht häufig anzutreffende Gelegenheit, einen kulturkritischen Schriftsteller als Projektionsfigur und Produzenten von Orientvorstellungen in den Blick zu nehmen«. Er habe »durch seine Präsenz in der Öffentlichkeit und netzwerkartigen Verbindungen zur Literatur und Geisteskultur« schon während seines Lebens die Vorstellungskraft seiner Schriftstellerkollegen inspiriert. In Rathenau an Nietzsches angelehnter Theorie von Mut- und Furchtmenschen hätte sich »verinnerlichter Antisemitismus und pejoratives Orientverständnis« überlagert. Solche problematischen, für seine Zeit aber typischen Tendenzen fasste Patrick Küppers (Berlin) unter den Begriff der »Antimoderne« zusammen. Diese Antimoderne, die integraler Teil der Moderne sei, deren Progressionen sie aber ablehne, zeige sich in Rathenaus Verhältnis zur Kunst und, damit eng verflochten, zur Großstadt. Ferner betrachtete Küppers, wo und in welcher Form sich in diesem Zusammenhang ein misogyner »Männlichkeitskult« in Rathenaus Schriften äußert.

Christian Schölzel (Berlin) vertiefte den Blick darauf, wie Rathenau als »Mann vernetzter Eigenschaften« den Gedanken der »Versittlichung« in den verschiedenen Bereichen seiner Schriften und seiner gesellschaftlichen Aktivitäten verfolgte. Insbesondere seine Entwicklungsvorstellung in wirtschaftlichen Dingen sei davon durchdrungen gewesen. Sven Brömsel (Berlin) untersuchte die Beziehungen des Netzwerkers Rathenau zu dem Schriftsteller Hanns Heinz Ewers. Seit 1911 standen diese

ungewöhnlichen Intellektuellen in regelmäßigem Kontakt, wobei sie außer Fragen der Kunst insbesondere den Nationalismus und dessen Forderungen an den Einzelnen thematisierten. Als sehr interessant erweist sich daher ihr Austausch über Judentum und Antisemitismus. Franziska Krahs (Potsdam) Exkurs zu den Deutungsversuchen des Antisemitismus von Arnold Zweig, die bereits auf Mittel der Psychoanalyse zurückgriffen, rundete das Symposium ab.

Christopher Menge

Basierend auf den Vorträgen des erfolgreich verlaufenen Symposiums im Juni, wird sich eine im kommenden Jahr erscheinende Publikation vornehmlich mit den Netzwerken beschäftigen, die Walther Rathenau in den Bereichen Politik, Kunst und Wirtschaft pflegte und die ihn zu einem wichtigen Exponenten der Moderne machen. Rathenaus Positionen werden innerhalb seiner Zeit kritisch hinterfragt, ebenso Erinnerungsmodi und Inanspruchnahmen, die ihm in den neunzig Jahren seit seinem gewaltsamen Tod widerfahren sind und weiter widerfahren.

Der Band wird unter dem Titel »Walther Rathenau im Netzwerk der Moderne« im Verlag de Gruyter erscheinen. Er vereinigt Texte verdienter Rathenauforscher mit solchen junger Wissenschaftler, deren einige aus den Reihen des Walther-Rathenau-Kollegs am Moses-Mendelssohn-Zentrum kommen. Herausgeber sind die Walther-Rathenau-Kollegiaten Sven Brömsel, Patrick Küppers und Clemens Reichhold.

Kafkas Spuren im Harz

Zahlreiche Literaturfreunde folgten dem Schriftsteller mit einem Spaziergang durch Halberstadt

Pünktlich um 17.50 Uhr fährt ein Zug auf Bahnsteig 5 des Halberstädter Hauptbahnhofes ein. Der Bahnsteig wirkt voller als sonst, beginnt hier doch ein literarischer Spaziergang auf den Spuren von Franz Kafka. »Kafka galt als ein begeisterter Reisender, der unterwegs auf der Suche nach seinem wahren Ich war«, erzählt Jutta Dick, die Direktorin der Moses Mendelssohn Akademie in Halberstadt. Im Sommer 1912 verbrachte der Prager Schriftsteller einen Kuraufenthalt in »Rudolf Justs Kuranstalt« in Jungborn bei Stapelburg (Harz), um dort eine Schreibkrise zu überwinden. Die Reise in den Harz führte Kafka im Juli 1912 nach Halberstadt. Darüber berichtet er in seinen Reisetagebüchern und auf Postkarten an Freunde. So ist bekannt, dass er im Bahnhofshotel übernachtete und Halberstadt mit einem Spaziergang erkundete.

Eine Tafel als Erinnerung an den berühmten jüdischen Schlafgast schmückte das heute gebrechlich wirkende Haus, das einzustürzen droht, jedoch noch nie. Hier weist Uri Faber (Berlin) auf jenes, heute vernagelte Fenster, das Kafka als »Zimmer unten an der Straße mit einem Gärtchen davor. Wer will kann im Vorübergehn, mich im Zimmer alle meine Geschäfte nackt besorgen sehn« beschreibt.

»Weg in die Stadt. Eine ganz und gar alte Stadt. Fachwerkbau scheint die für die größere Dauer berechnete Bauart zu sein. Die Balken verbiegen sich überall, die Füllung sinkt ein oder baucht sich aus, das Ganze bleibt und fällt höchstens mit der Zeit ein wenig zusammen und wird dadurch noch fester. So schön habe ich Menschen in den Fenstern noch nicht lehnen sehn«, liest man bei Kafka.

Den Kafka-Blick auf Halberstadt, wie ihn seine Texte vermitteln, erlebten rund 70 Spaziergänger auf dem Weg vom Bahnhof bis zur Klausssynagoge mit. Doch wie will man eine Druckseite Halberstadt-Impressionen und wenige Postkartentexte zu einem Gesamtkunstwerk gestalten? Der Schauspiel dramaturg Sebastian Fust begab sich auf Suche in Kafkas Gesamtwerk und fügte behutsam Kurztexte von ihm zwischen die Reise-Impressionen ein. So erfuhren die Mit-Geher in der Halberstädter Plantage wie »Der Mann vom Lande zum Türhüter vor dem Gesetz« kommt. Die beiden Schauspieler des Nordharzer Städtebundtheaters Illie Oehlmann und Arnold Hofheinz spüren an Hand der Texte Kafka nach. »Im Park mit kleinen Mädchen auf einer Bank, die wir

als Mädchenbank gegen Jungen verteidigen. Polnische Juden. Die Kinder rufen ihnen Itzig zu und wollen sich nach ihnen nicht gleich auf die Bank setzen«, zitieren sie Kafkas Erinnerungen an die Grünanlage mitten in der Stadt. Zuvor stoppt die Literatur-Karawane, die von Moses Mendelssohn Akademie, Theater und Literaturmuseum Gleimhaus initiiert worden war, am Bahnhofshotel. Ob der Theaterplatz oder der Fischmarkt, auf ihrem Gang durch Halberstadt lauschen die Teilnehmer andächtig

als er sich mit Talmudstudien befasst hat. Obwohl er Grundkenntnisse im Hebräischen hatte, konnte er den Talmud weder lesen, noch verstehen. »Mit diesen Talmudischen Versuchen schlägt sich der Bogen wieder nach Halberstadt. Er nutzte die einzige damalige deutsche Übersetzung.« Prof. Dr. Julius H. Schoeps, Direktor des Moses Mendelssohn Zentrums Potsdam, hatte ebendiesen seltenen Talmud-Band 2011 als Dauerleihgabe dem Halberstädter Berend Lehmann Museum zur Verfügung



Lesung in der Plantage und vor dem Literaturmuseum Gleimhaus

Foto: Uwe Kraus

gestellt. »In dessen Subskriptionsliste findet sich Gerson Lasch, Oberlehrer an der jüdischen Schule Halberstadt«, erläutert Uri Faber.

Seit 2002 folgt Jan Jindra anhand der Reisetagebücher Franz Kafkas dessen Spuren. »Erst beschränkte sich das auf Prag, aber Berlin und Italien spielten keine Rolle«, erinnert sich Jindra. Seit 2004 verfolgt er nun mit Judita Matyasova das Ausstellungsprojekt. Seine Fotos in der Exposition »wege des franz k.« entstanden beim Nachreisen. »Ich fotografiere ganz klassisch. Da ist Sorgfalt gefragt, denn Filme kosten bares Geld. Da heißt es, erst denken, dann Bilder machen.« Er

den Texten, die Illie Oehlmann und Arnold Hofheinz mit großer Gestik und Mimik darbieten, so dass Zuhören wie -schauen eine Freude ist. An Max Brod schrieb Kafka mit Post-Stempel »7. VII. 1912« eine Ansichtskarte mit Gleims Haus in Halberstadt. »Wie gut es diese deutschen Dichter hatten! Sechzehn Fenster auf die Gasse! Und soll das ganze Haus auch voll Kinder gewesen sein, was meinem literaturhistorischen Gefühle nach bei Gleim wahrscheinlich ist.« In seinem Tagebuch liest sich das so: »Jetzt halb sieben in der Nähe des Gleim-Denkmal auf die schon lange gesuchte Bank niedergefallen. Wäre ich ein Kind, so müßte ich mich abtransportieren lassen, so schmerzen mir die Beine.« Nach den Zeilen des Dichters ließ sich so der Weg für den literarischen Spaziergang rekonstruieren.

Nach anderthalb Stunden endet der Literatur-Weg in der Klausssynagoge, dort, wo ein anderer Kafka-Spurensucher seine Arbeiten vorstellt. Wer den Autoren als introvertierten Grübler vor dem geistigen Auge hat, den überzeugt die Ausstellung »wege des franz k.« des Prager Fotografen Jan Jindra eines Besseren. »Dass Kafka ein begeisterter Reisender war, darüber wird seit Jahren recherchiert und geschrieben, über seine Haltung zum Judentum gibt es viele Bücher und Kongresse«, erzählt Uri Faber in der Moses Mendelssohn Akademie. Der Schriftsteller habe Halberstadt zu jener Zeit besucht,

spricht von einer »lebendigen Ausstellung«, denn immer wieder entstehen neue Aufnahmen. Die Halberstädter Fotos stammen aus dem Jahre 2009 und zeigen Bahnhofshotel und die Tür zum Berend-Lehmann-Palais sowie Kafka-Hüttchen in »Rudolf Justs Kuranstalt« in Jungborn bei Stapelburg.

»Vorlagengerecht« schloss der Literaturspaziergang am Ort der Jüdischen Gastwirtschaft mit hebräischer Aufschrift, »ein verahrlostes, schloßartiges Gebäude mit großem Treppenaufbau, das aus engen Gassen frei hervortritt« beschrieb Kafka das Berend-Lehmann-Palais, von dem nach dem Flächenabriss in den 1980er Jahren nur noch das Portal übrig blieb. Das Museumskaffee Hirsch bot hier stilgerecht ein Kafka-Mahl an. Das brauchte zwar die gute Stimmung der Spaziergänger nicht aufzuhellen, aber Kafka hatte damals Halberstadt etwas grau betrachtet: »Leute im Schlafrock auf der Türstufe. Alte, sinnlose Inschriften. Die Möglichkeiten durchdacht, auf diesen Gassen, Plätzen, Gartenbänken, Bachuferrn aus dem Vollen unglücklich zu sein.«

Jutta Dick freut sich. So hatte sie es sich gedacht. »Wir wollten zeigen, dass Kafka nicht nur dieser von Selbstzweifeln geplagte selbstkritische und nachdenkliche Künstler war. Er hatte witzige Seiten, er mochte Bier und Würstchen.«

Uwe Kraus

In der neuen Reihe »Europäisch-jüdische Studien«, die das Moses Mendelssohn Zentrum beim Verlag de Gruyter herausgibt, sind kürzlich die ersten Bände erschienen. Am 20. Juli 2012 wurde die Schriftenreihe im Centrum Judaicum vor über 60 interessierten Gästen offiziell eröffnet, wobei das MMZ und der Verlag de Gruyter zunächst das Anliegen und die Planung der Schriftenreihe präsentierten.



Anschließend wurden die ersten beiden frisch erschienenen Bände »Islamophobie und Antisemitismus – ein umstrittener Vergleich« (hrsg. von Gideon Botsch, Olaf Glöckner, Christoph Kopke und Michael Spieker) sowie die erste Monographie von Hannah Lotte

Lund, »Der Berliner ‚Jüdische Salon‘ um 1800 – Emanzipation in der Debatte« vorgestellt. Hannah Lotte Lund präsentiert die Jüdischen Salons an der Spree um 1800 anhand neuen Quellenmaterials als ebenso lebendiges wie fragiles Kommunikationsnetz. Längsschnitte durch

rekonstruierte, oft jahrzehntelange geführte Korrespondenzen markieren Wendepunkte in der Wahrnehmung jüdischer Gastgeberinnen und Wechselwirkungen zwischen den Salons und zeitgenössischen Emanzipationsdiskursen. Im Kontroversenband »Islamophobie und Antisemitismus – ein umstrittener Vergleich« beschäftigen sich prominente Autoren mit den alten Feindbildern gegen Juden und Muslime in Deutschland, weisen auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede bei beiden Phänomenen hin und tragen so zur Versachlichung einer unter Sozialwissenschaftlern, Historikern und Publizisten sehr emotional geführten Debatte bei. Bis Ende 2012 werden noch vier weitere Bände in der neuen Schriftenreihe erscheinen.



Am 12. und 13. Oktober 2012 veranstalteten das MMZ und die Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten die Konferenz »Rechts-Extremismus in Brandenburg – Rückblicke, Bestandsaufnahme und Perspektiven« in Oranienburg und Berlin. In den frühen 1990er Jahren sahen sich die neuen Bundesländer mit einer bis dahin beispiellosen ausländerfeindlichen, rassistischen und neonazistischen Mobilisierung unter Teilen der Jugend und einer Welle schwerer Gewalt- und Straftaten konfrontiert. Darunter fallen auch die Brandanschläge auf die »Jüdische Baracke« in der Gedenkstätte Sachsenhausen und auf die Gedenkstätte Belower Wald.

Auf der Veranstaltung sollen mit wissenschaftlichen Vorträgen und in Gesprächsrunden die Ereignisse dieser Jahre noch einmal in den Blick genommen werden. Es werden die Anfänge der Geschichte der extremen Rechten in der Endphase der DDR betrachtet und die weitere Entwicklung der vergangenen zwei Jahrzehnte bilanziert. Ausgehend von dieser Bestandsaufnahme soll die Konferenz darüber hinaus auch Gelegenheit bieten, über zeitgemäße und angemessene politische, pädagogische und bürgerschaftliche Konzepte gegen Rechtsextremismus, Rassismus und Gewalt zu diskutieren.

Anmeldung bitte bis 1.10.2012 an ohm@gedenkstaette-sachsenhausen.de
Weitere Informationen unter www.mmz-potsdam.de oder www.stiftung-bg.de

Die Sammlung von Kappeler-Arbeiten konnte durch eine großzügige Schenkung ergänzt werden. Im Jahre 2007 erhielt das Moses Mendelssohn Zentrum von Professor em. Detlef Kappeler 14 Werke seines Lessing-Zyklus, darunter ein großformatiges Bild, das den 1926 aus der TU Hannover relegierten Philosophie-Professor mit dem späteren Universitätskollegen Peter Brückner in Beziehung setzt.

Lessing hatte 1925 einen offenen Brief an Hindenburg verfasst, der massive Proteste rechter Korps-Studenten gegen den jüdischen Philosophen

auslöste und schließlich zu dessen Entfernung aus dem Lehrbetrieb führte. Sechzig Jahre später präsentierte Kappeler eine Arbeit, die diesen Verweis zum Thema hatte und setzte diesen mit dem Sozialpsychologen Peter Brückner in Beziehung. Brückner wurde im Jahre 1972 aufgrund einer vermeintlichen Nähe zur RAF für zwei Semester und 1977 erneut suspendiert. Kappeler, der einen Lehrstuhl für Malerei an der Hannoveraner Universität inne hatte, richtet in seinen Arbeiten den Blick nicht selten auf politische Köpfe, die nicht dem zeitgenössischen »Mainstream« angehörten. Wie der Potsdamer Oberbürgermeister Jann Jakobs 2007 bemerkte, habe Kappeler seit seiner »frühen Schaffensphase kritische und engagierte Kunstwerke geschaffen, die auf konkrete gesellschaftspolitische Ereignisse Bezug nahmen«. Daher entstand auch ein Zyklus zu Carl von Ossietzky, dem Journalisten und Herausgeber der »Weltbühne«, der als engagierter Pazifist zu Beginn der 1930er Jahre gegen die Aufrüstung protestierte und durch seine publizistische Arbeit gegen die sich zunehmend gleichschaltende Presse anscrieb. Neben den Lessing-Bildern wird nun künftig auch Carl von Ossietzky, so wie ihn Detlef Kappeler auf die Leinwand brachte, im MMZ zu sehen sein. Zu verdanken ist dies dem Ehepaar Diederichs-Gottschalk, das vier Kappeler-Bilder aus ihrer Sammlung an das MMZ gegeben hat.

Hanania Baer, seine Frau Shuli, ihre beiden Töchter und ein Enkel besuchen derzeit Halberstadt. Ein Anlass sind zwei Ausstellungen, die vom 23. Juli bis 2. September 2012 in der Klaussynagoge und dem Berend-Lehmann-Museum zu sehen sind: »Shimrit Baer – Neue Zeichnungen« und »Shuli Baer-Halsschmuck«.

Es ist bereits die zweite Schau der Künstlerin Shimrit Baer in der Moses Mendelssohn Akademie. Im Juli 2007 zeigte sie Zeichnungen mit Motiven aus Jerusalem, wo sie lebt. Shimrit Baer präsentiert derzeit mit ihren aktuellen Zeichnungen sensible Porträts von alten Menschen. Die Arbeiten entstanden aus Eindrücken, die Shimrit Baer bei der Arbeit in einem Alten- und Pflegeheim gewann. Sie begegnet den alten Menschen in ihren Porträts mit Respekt und Neugier, und so entstanden individuelle und differenzierte Porträts, die Ruhe und Würde ausstrahlen. In der Alten Bibliothek in der Klaussynagoge werden 23 Arbeiten gezeigt.

Sie ist die Enkelin von Ernst Ezriel Baer (1890–1968) aus Halberstadt. Die Familie Baer war hier nachweislich seit Mitte des 17. Jahrhunderts ansässig, hatte das Metallhandelshaus »Samuels Baer's Söhne« sowie das Bankgeschäft »B. J. Baer« gegründet. Sie war auf vielfältige Art und Weise in das Stadtgeschehen eingebunden. Ernst Ezriel Baer hatte sich aus dem Stammhaus in der Bakenstraße gelöst und in der Andreas-Werckmeister-Straße ein eigenes Unternehmen aufgebaut. Bis 1936 führte er in Halberstadt die Geschäfte, ehe er seiner Familie nach Palästina folgte.

Sein Sohn Hanania, 1943 in Palästina geboren, schreibt: »Mein Vater verstarb am 13. Juni 1968 in Bad Lauterberg. Ich war bei ihm. Er verbrachte dort einen Urlaub. Ich glaube, er fühlte sein nahes Ende. So wollte er noch einmal die Luft des Harzes atmen, den er so sehr liebte. Und er wollte seiner Geburtsstadt Halberstadt nahe sein, die damals in der DDR lag, so dass er nicht dort sein konnte.«

I M P R E S S U M

Herausgeber

Moses Mendelssohn Stiftung
Sebastianstraße 31
D – 91058 Erlangen
Telefon: 09131-61800
Fax: -618011
kladow@snafu.de

Moses Mendelssohn Zentrum

für europäisch-jüdische Studien
Am Neuen Markt 8
D – 14467 Potsdam
Telefon: 0331-280940
Fax: -2809450
moses@mmz.uni-potsdam.de
www.mmz-potsdam.de

Moses Mendelssohn Akademie

PF 1420, 38804 Halberstadt
Rosenwinkel 18
D – 38805 Halberstadt
Telefon: 03941-606710
Fax: -606713
mmz-halberstadt@t-online.de
www.moses-mendelssohn-akademie.de

Redaktion

Dr. Ines Sonder/Moritz Reininghaus

Druck

druckhaus köthen

Bankverbindung

Commerzbank
BLZ: 160 800 00
Konto-Nr.: 4200 7575 00